

geschichtlichen Realisationsgestalten ihrer Heilserwartung und ihres Lebensideals ein von den Erscheinungen abtrennbares, invariantes und normatives Wesen hat, welches sich der bunten Welt seiner Erscheinungen gegenüber umstandslos kritisch in Stellung bringen lässt: Das Wissen um das Wesen des Christentums ist für ihn die normative Basis und nicht etwa das Erkenntnisziel der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte.

Anders als moderne Autoren mit vergleichbaren kriteriologischen Vorgaben kapriziert sich Lea allerdings nicht auf schlüpfrige Skandalhistorchen, sondern seine Untersuchungen haben ihr Rückgrat in der Normen- und Institutionengeschichte, und von hier aus greift er dann in die Ereignisgeschichte aus – immer direkt aus den Quellen schöpfend, die er in bewunderungswürdiger Breite beherrscht. Was man allerdings vergeblich sucht, sind wirklich lebendige Schilderungen von Persönlichkeiten. Was Lea etwa über Gregor VII. oder Innozenz III. schreibt, ist an Klischeehaftigkeit schwerlich zu überbieten. Das Verstehen geschichtsmächtiger Individualität im Kontext ihrer Bedingtheit und vor dem Horizont ihrer Handlungsoptionen strebt Lea nicht einmal an, und nach seinen Prämissen muss er das ja auch gar nicht: Hier ist ihm sein jüngerer und an Quellenkenntnis wohl mindestens ebenbürtiger Zeitgenosse Albert Hauck haushoch überlegen. Dennoch: Obwohl die großen, überraschenden Lernerlebnisse ausbleiben, liest man die „Studies“ durchaus mit Gewinn. Das liegt sicher auch an Leas Stil, der, abzüglich des Sarkasmus, der ihm gänzlich abgeht, ein wenig an Edward Gibbon erinnert. Nichtsdestotrotz gibt es aber auch Passagen, die dann einfach ungenießbar sind, weil sie nun wirklich überholte Forschungspositionen mit Moralin-säure überwürzen (z. B. 46–61 über die pseudoisidorischen Dekretalen). – Darüber, was er früheren Forschern verdankt, breitet Lea durchgängig den Mantel des Schweigens, mit gleichzeitigen Autoren gibt er sich weder lobend noch kritisch ab, und so und konstruiert er implizit von sich das Bild des ganz einsam über seinen Quellen brütenden Gelehrten. – Damit weisen Leas kirchengeschichtliche Studien Ähnlichkeit mit den literaturgeschichtlichen Arbeiten Arno Schmidts auf: Hier wie da waltet das stolze Selbstbewusstsein des Autodidakten, der den Zunftgelehrten genüsslich die Überlegenheit seiner Quellenkenntnisse demonstriert. Als Leser profitiert man davon, lässt sich bisweilen wohl auch vom Autor ins Einverständnis ziehen. Aber die Faszination lässt dann doch nach, wenn die Monomanie der Fragestellungen und der Thesen in Monotonie übergeht.

Wuppertal

Martin Ohst

Rudolf Lill: Die Macht der Päpste, Kevelaer: Butzon & Bercker 2011, 308 S., ISBN 978-3-7666-1544-2.

Dieses Buch, „eine überarbeitete Weiterführung“ seines in zwei italienischen Ausgaben erschienenen gleichnamigen Werkes (*Il potere dei papi. Dall'età moderna ad oggi*, Rom/Bari 2008, 2010) – so der Autor im Vorwort (S. 9) – „ist einerseits Ergebnis jahrzehntelanger Beschäftigung mit italienischer, römischer und vatikanischer Geschichte, andererseits Reaktion auf die anlässlich des Todes Johannes Pauls II. und der Wahl Benedikts XVI. im Jahr 2005 verbreitete ‚Papsteuphorie‘, welche der Vatikan und die ihm besonders verbundenen Bischöfe z. B. anlässlich aufwändiger päpstlicher Reisen zu repetieren versuchen. Nicht selten wurde und wird dabei der Eindruck erweckt, dass die Macht der Päpste in ihrem derzeitigen, einer Universalmonarchie nahekommenden Umfang prinzipiell stets bestanden hätte und darum zum Wesen der katholischen, ja dem Anspruch nach der ganzen christlichen Kirche gehöre. ... Dagegen soll hier aufgewiesen werden, dass zur historischen Wirklichkeit, welche eine der Grundlagen europäischer Kultur ist, Pluralismus und konziliare Prozesse gehören, dass es lange bei der Auswahl der Amtsträger auch in der katholischen Kirche ortskirchliche Mitsprache gegeben hat und dass der päpstliche Zentralismus erst unter konkreten, inzwischen überholten historischen Bedingungen der beiden letzten Jahrhunderte durchgesetzt worden ist.“

Mit diesen einleitenden Worten umreißt der durch zahlreiche Publikationen zu oben angesprochenen Gesamtthematik fachlich hervorragend ausgewiesene Verfasser die Absicht seines vorliegenden Buches, nämlich aufzuzeigen, dass „der Weg zum monarchischen Episkopat ... lang“ gewesen sei, es „einen ‚Bischof‘ ... in Rom wohl erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts gegeben“ habe – „bis dahin“ sei „die vatikanische Papstliste legendär“ – und „die Macht der Päpste“, wie sie gegenwärtig beansprucht und ausgeübt werde, „langsam“ gewachsen sei, vor allem als Ergebnis geschichtlicher und politischer Entwicklungen: „sie ist ein Werk von Menschen!“ Andererseits verkennt er keineswegs, dass „das Papsttum“ als „die einzige europäische Institution, die von der Spätantike bis zur Gegenwart besteht, ... erheblich zur Ausformung jener Synthese aus Antike, Christentum und Humanismus beigetragen [hat], auf denen Europas Kultur beruht; mit Recht erinnert Benedikt XVI. daran“ (S. 11).

Gleichsam in einem „Vorspann“ bietet das Werk zunächst einen gerafften Überblick über

die historische Entwicklung des päpstlichen Primats von den Anfängen bis zur Gegenwart (S. 11–35), die der Vf. dann im Hauptteil (S. 43–257) detailliert zur Darstellung bringt. Diese setzt beim Konziliarismus des 15. Jahrhunderts und seiner Zurückdrängung nach dem Konzil von Konstanz (1414–1418) ein und verfolgt sodann die Stufen der allmählichen Verfestigung des päpstlichen Zentralismus: vom Konzil von Trient, das den Päpsten die Durchführung der überfälligen Kirchenreform übertrug (letztlich überlassen mußte), über die einschneidenden Konkordatsabschlüsse nach der Französischen Revolution und der Säkularisation von 1803 (Napoleon-Konkordat 1801 mit völliger Neuerrichtung der französischen Hierarchie, Neuorganisation der Kirche in den Ländern des Deutschen Bundes) bis zum Ersten Vatikanum (1869/70), dessen dogmatische Beschlüsse, insbesondere über die päpstliche Vollgewalt und Unfehlbarkeit, vor allem auf Grund (oder unter dem Druck) der bedrängten politischen Lage Pius' IX. (Revolution, Zusammenbruch des Kirchenstaats) gegen erhebliche theologische Einwände durchgesetzt wurden, und zur großangelegten Konkordatspolitik des Heiligen Stuhls nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Untergang der Monarchie, die insbesondere darauf abzielte, die aus dem Papstdogma des Ersten Vatikanums abgeleiteten verfassungsrechtlichen Prinzipien des 1917 promulgierten *Codex Iuris Canonici* zur Anerkennung zu bringen und das dort dem Papst reservierte freie Bischofsernennungsrecht (can. 329 §2, im revidierten CIC von 1983 can. 377) konkordatär zu verankern. Letzteres gelang nicht überall (jedoch in Bayern), aber wo mit staatlicher Hilfe (wie in Preußen und Baden) noch ein Bischofswahlrecht (der Domkapitel) behauptet werden konnte, wurde dieses in aller Regel auf einen päpstlichen Dreierorschlag reduziert. Bemerkenswert ist – rein historisch gesehen –, dass das Papsttum mit seinen im Hochmittelalter (seit der sog. Gregorianische Reform des 11. Jahrhunderts) entfaltenen universalkirchlichen Machtansprüchen allen Niederlagen und Demütigungen zum Trotz aus der durch die Reformation verursachten grundstürzenden Krise und aus den politischen Umbrüchen vom endenden 18. Jahrhundert bis ins endende 20. Jahrhunderts herein am Ende Schritt für Schritt als „Sieger“ hervorging, dank einer konsequent an diesen Ansprüchen orientierten kurialen Politik, die die jeweilige politische Konstellation diplomatisch klug (oder besser: intransigent und, wenn nötig, mit „langem Atem“) für ihre Ziele zu nützen wußte, freilich transponiert auf die geistliche Ebene – und um den hohen Preis einer, seit dem Einbruch der Reformation,

immer kleiner werdenden katholischen Kirche.

Natürlich beansprucht der Vf. nicht, hier neue Forschungsergebnisse vorzulegen. Dies alles ist seit langem *in extenso* erforscht und in der einschlägigen Fachliteratur, auf deren wichtigste Titel der Vf. ausdrücklich rekurriert, ausführlich publiziert. Dem Vf. geht es vielmehr darum, durch seine im einzelnen höchst instruktive Zusammenschau dieser Forschungsergebnisse einer breiteren interessierten Leserschaft die historischen Wurzeln offenzulegen, die schließlich zum Aufbau eines päpstlichen Absolutismus in der Kirche geführt haben: eines autoritären (nicht totalitären!) Regiments mit dem vorkonziliären Höhepunkt im Pontifikat Pius' XII. (1939–1958), das, ungeachtet der diesbezüglich tiefen Zäsur des Zweiten Vatikanums (1962–1965) und zumal des Pontifikats des Konzilspapstes Johannes XXIII. (1958–1993), in „Restauration des pianischen Systems“ (S. 225) bis heute exzessiv praktiziert wird, mit allen restriktiven Konsequenzen (S. 211–257). Damit aber kein Mißverständnis aufkommt: Der Vf. zeichnet keineswegs etwa ein Negativbild des Papsttums und seiner jeweiligen Inhaber. Er heiß sehr wohl zu unterscheiden und stellt auch die positiven Aspekte, Impulse und Verdienste der einzelnen Pontifikate seit Pius IX. deutlich heraus. Seine Kritik betrifft das seit dem Ersten Vatikanum verfestigte zentralistische „System“, das in der Hauptsache ein geschichtlich gewordenes, deshalb grundsätzlich veränderbares und nach seiner Überzeugung im Sinne eines innerkirchlichen „aggiornamento“ (entsprechend dem konziliären Hauptanliegen Johannes' XXIII.) – zeitgemäß – veränderungsbedürftiges ist. Insofern ist das ganze Buch ein engagiertes Plädoyer für die Wiederherstellung einer kollegialen Kirchenstruktur, wie sie (seit der Spätantike) Jahrhunderte lang bestanden hatte und von der Majorität des Zweiten Vatikanums nachdrücklich gewünscht bzw. angestrebt worden ist (S. 256f.) und vor kurzem Kardinal Walter Kasper, der bisherige Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, in seinem Münchner Vortrag vom 21. November 2011 als unabdingbar herausgestellt hat: „So wird es in Zukunft unausweichlich sein, die Bedeutung der Bischofssynode und des Konsistoriums zu stärken, einen alles steuern wollenden kurialen Zentralismus zurückzufahren und den Ortskirchen, das heißt der Kirche in einem Land, einer Kultur oder auch eines Kontinents, mehr Eigenverantwortung zu geben“ (zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 8, 2011, 3–5, hier 5).

Der Darstellung sind Anmerkungen mit zahlreichen Erläuterungen und weiterführenden

den Literaturhinweisen (allerdings nicht immer auf dem neuesten Stand) beigegeben (S. 259–303). Eine Reihe von Exkursen mit durchaus hilfreichen und wissenschaftlichen speziellen Informationen und eine Liste über die Karrieren der Päpste seit 1800 sowie über die Kardinalstaatssekretäre dieser Zeitspanne im Anhang runden diese aufschlussreiche Darstellung ab, in die im übrigen offensichtlich auch nicht ohne weiteres bekanntes Insiderwissen eingeflossen ist – etwa über die im Zuge der vatikanischen Baumaßnahmen Pauls VI. durchgeführte „Neugestaltung der dabei rake-tensischer ausgestatteten päpstlichen Wohnung“ (S. 202). (Auch dem versiertesten Buchautor unterläuft gelegentlich eine nicht ganz richtige Angabe: So war der Informant Döllingers in den unter dem Pseudonym „Quirinus“ publizierten „Römischen Briefen vom Konzil“ (1869/70) nur ganz am Rand Johann Friedrich [S. 273f., Anm. 94], in der Hauptsache dagegen Döllingers vertrauter Schüler John Lord Acton.)

München

Manfred Weitlauff

*Kurt Schubert: Die Geschichte des österreichischen Judentums*, Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2008, 171 S., ISBN 978-3-205-77700-7.

Das letzte, hier posthum publizierte Werk des 2007 verstorbenen Doyens der deutschsprachigen Judaistik, Kurt Schubert, bietet einen knapp gefassten, allgemeinverständlichen Abriss über die Geschichte der Juden in den Gebieten des heutigen Österreich. Auf nur 117 Textseiten behandelt Schubert die zentralen Aspekte der politischen, der Rechts-, Sozial- und Kulturgeschichte der Juden von den ersten festen Siedlungen im Donau-Alpen-Raum bis hin zur unmittelbaren Gegenwart jüdischen Lebens in der zweiten österreichischen Republik. Die einzelnen Kapitel sind durch einen relativ ausführlichen Anmerkungsstil mit Hinweisen auf weiterführende Literatur gut unterfüttert; auf ein Gesamtliteraturverzeichnis hat der Verlag leider verzichtet. Dafür wird der Band aber durch ein Personenregister erschlossen.

Selbstverständlich muss sich ein derart kursorischer Überblick auf die absolut wichtigsten Linien beschränken; Platz für Details ist hier nicht. Aber Schubert, der 61 Jahre lang an der Universität Wien Judaistik lehrte und hier 1966 das Institut für Judaistik gründete, bringt die besten Voraussetzungen mit, diese essenziellen Linien aus der Fülle eines reichen Gelehrtenlebens heraus luzide und aus einem Guss zu gestalten. Dem zeitlebens mit aufklärerischem Ethos angefüllten Impetus

Schuberts folgend, wendet sich der Band weniger an einen wissenschaftlichen, denn an einen breiten Leserkreis und stellt insofern ein Vermächtnis dar, als er noch einmal die großen Ziele des Schaffens Schuberts anvisiert: „Vermeidung antisemitischer Vorurteile bei Nichtjuden durch Kenntnis der tragenden Elemente jüdischer Kultur und Stärkung der eigenen Identität der Juden durch ein Selbstverständnis, das mehr von kultureller Selbstachtung als vom Antisemitismus her geprägt ist.“ (S. 133)

Verfolgung (Exklusion) sowie kultureller Beitrag der Juden zur Entwicklung Österreichs (Inklusion) bilden die Pole, zwischen denen die Erzählung pendelt, von der „Wiener Geserah“ (Vertreibung) 1421 bis zum Hofjudentum, von den Errungenschaften der jüdischen Aufklärung (Haskala) bis zum Antisemitismus des 19. Jahrhunderts, von Ausgrenzung, Deportation und Vernichtung unter nationalsozialistischer Gewaltherrschaft bis hin zum neuen jüdischen Leben in Österreich heute und zum jüdisch-christlichen Dialog, dessen maßgeblicher Wegbereiter der Katholik Kurt Schubert selbst gewesen ist. Als leitendes Prinzip des Narrativs wird stets das Schubertsche Interpretament der „sakralen Tragik“ jüdischer Existenz sichtbar. „Wann immer das Judentum sein gutes Recht im Rahmen des Weltganzen erhält, schafft es Probleme für andere, die sich deshalb herausgefordert fühlen, weil sie das Judentum von innen her nicht verstehen.“ (S. 13) Besonders der Blick auf das Ganze der jüdischen Geschichte, so Schubert, könne dazu beitragen, dieses Unverständnis abzubauen.

Auch der Blick auf das Ganze lässt Schwerpunkte zu. Im vorliegenden Band liegen sie auf der Geschichte der jüdischen Aufklärung, die Schubert weniger als Akkulturationsgeschichte, denn als innerjüdischen (v. a. auch hebräischsprachigen) Identitätsdiskurs beschreibt. Einen zweiten Schwerpunkt stellen die abschließenden Kapitel des Bandes über den christlichen Ständestaat, die Jahre der NS-Herrschaft sowie die Nachkriegszeit dar. Hier trägt vieles autobiographischen Charakter, fließen mannigfaltige persönliche Erinnerungen Schuberts ein. Im Rahmen der österreichisch-jüdischen Geschichte nach 1945 tritt er dann selbst als Akteur in Erscheinung, sei es als Gestalter der Judaistik in Wien, als Protagonist des christlich-jüdischen Dialogs oder als Berater der österreichischen und Weltkirche auf dem Weg zur Konzilerklärung „Nostra Aetate“, deren zentraler vierter Abschnitt das katholisch-jüdische Verhältnis auf eine neue Basis stellte.

So fließen zuletzt der Blick des Gelehrten auf eine jahrhundertelange Geschichte und der